

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 101.

Dienstag, 11. April

1933.

## DIE WEISSEN REIHER

ROMAN VON JENS ANKER

26. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Er läutete und schrieb die Adresse auf den Umschlag. Die beiden Mädchen kamen sofort. Auch Violet hatte ihren Namen darunter gesetzt. Er zeigte Jane das Dokument:

„Was sagen Sie dazu, Jane?“

Jane weinte, als sie es gelesen hatte:

„O Gott sei Dank! Meine arme, liebe, gnädige Frau! Jetzt besteht ja nicht der leiseste Zweifel mehr!“

„Nein, jetzt gilt es nur noch, sie zu finden!“

„Jetzt wird alles wieder gut werden!“ lächelte Jane unter Tränen.

Billy drückte ihr die Hand mit solcher Heftigkeit, daß es ihr ordentlich weh tat:

„Ja, nun wird alles gut werden!“ Er fühlte sich plötzlich von einem eigenartigen, neuen und starken Glücksgefühl befeelt: Jane hatte es gesagt — dann würde es sicher so werden!

„Aber dieser Brief muß heute noch nach Scotland Yard kommen!“ überlegte er. „Und ich selbst muß nach Limehouse.“

„Ich werde ihn schon besorgen, sowie es das Wetter nur einigermaßen erlaubt“, erbot sich Jane.

Sowohl sie als Mary hatten ihre Beglaubigung hinzugefügt. Violet war mittlerweile ans Fenster getreten und stand mit dem Rücken dagegen. In diesem Augenblick drang ein starkes Geräusch von außen herein: Hatte nicht soeben jemand das Gartentor aufgerissen?

Sie wandte sich um, aber sie konnte durch die regenbeschlagenen Fenster Scheiben nichts erkennen. Bill half ihr, das Fenster zu öffnen, das ihr der Sturm beinahe aus den Händen gerissen hätte. Beide wurden im Laufe weniger Sekunden tropfnah im Gesicht und auf den Schultern. Sehen konnten sie nichts. Aber man hörte, wie sich jemand laufend näherte, stöhnend und pustend, als ob es das Leben gälte. . . . Bill schlug das Fenster wieder zu. Seine Nerven, die schon durch die Ereignisse des Abends bis aufs äußerste gespannt waren, drohten zu versagen. Es gab für ihn keinen Zweifel, daß die hereinstürmende Person irgendwie in Verbindung mit Elena, seiner geliebten Elena stand. Er merkte kaum, daß er Jane fast umarmte. Ebenso entging ihm vollkommen der seltsame und hoffnungslose Ausdruck, mit dem sich Violets Augen umflorten. Wie eine entseesselte Naturgewalt segte er durch die Zimmer in die Halle und riß die Tür ungestüm auf. Wie eine Mauer stand der Regen im Garten und drohte, alles in seinen Fluten zu begraben. . . . ein furchtbarer Blick zerriß die Nacht. . . . der Donner polterte hinterdrein! . . .

Eine Sekunde schreckte er zurück. Dann ließ er die

Türe los, die vom Wind gegen die Halle zurückgeworfen wurde, und kämpfte sich gegen das geheimnisvolle Stöhnen und Pusten durch, das zwar näher und näher kam — aber auch dem Erlöschen nahe schien!

Wer konnte es sein?

Und was würde es ihm bringen?

Vierter Teil.

Erstes Kapitel.

In derselben Nacht, als Elena French verschwand, und ungefähr zur gleichen Stunde, war ein chinesischer Boy in der Schenkstube „Die weißen Reiter“ damit beschäftigt, das letzte Ginglas zu säubern. Er stellte es mit den anderen zusammen an seinen Platz auf das Brett an der Wand und schickte sich an, sein Schlafzimmer aufzusuchen — ein elendes Loch unter der Treppe, die zum Boden hinaufführte, und gegenüber dem Eingang zu dem spartanischen „Rauchsalon“ im ersten Stock des Hauses.

Yo Foo war, wie gesagt, für sein Alter klein und schwächlich, dafür aber war er willensstark und besaß eine unverhältnismäßig hohe Erfahrung. Zwei Dinge fürchtete er: Di-Chang und die Polizei!

Augenblicklich war er also als Mädchen für alles hier im „Weißen Reiter“ angestellt. Sein Vater hatte es ihm selbst geraten, damals, als er die Gipsfigur zu William French gebracht hatte: „Ich muß meine eigenen Wege gehen“, hatte er gesagt, und der Knabe hatte ihm angesehen, daß er sich wegen irgend etwas schämte und daher Sorgen hatte. Und dann hatte er ihm noch von dem Mandarin und dem schlechten Einfluß erzählt, den dieser auf ihn ausübte. Eine der alltäglichen Geschichten von dem Manne, der in schlechte Gesellschaft gerät und Geschmack an unerlaubten Genüssen bekommt:

„Nach dem Tode deiner Mutter ist alles bei mir schief gegangen, Yo! Ich wollte überhaupt nicht mehr leben. Und wenn ich es trotzdem getragen habe, so geschah es anfangs nur dir zuliebe. Später um der Freuden willen, die ich mir erkaufen konnte in den schmuggigen Höhlen ringsum. . . . die Wohlthat der Vergessenheit! Des Versinkens! . . . Ja. Du verstehst mich vielleicht noch nicht ganz. . . . Aber jetzt soll endlich Schluss damit sein. Ich will wieder frei werden, und deshalb ist es nötig, daß wir uns trennen.“

Dann hatte er ihm etwas Geld gegeben, und am nächsten Tage war Yo ausgebrochen, um sich eine Stellung zu suchen, weit weg von dem Viertel, in dem sein Vater wohnte. . . . dieser Vater, den er so innig liebte — und dem er entsagen mußte! Er wußte kaum warum! Und so war er hier im „Weißen Reiter“ gelandet. . . .

Yo Foo war sehr schläfrig. Seine Tätigkeit als Flaschenpüler verschlang sozusagen Tag und Nacht.

als  
preu  
zum  
konst  
Reichs  
Kennt  
Minist  
schäff  
fühte  
und  
großen  
deutlich  
beweg  
Kreuz  
Pfeile  
schloß  
dem 7.  
tigen  
Gele  
Entwi  
deut  
unter  
leit

Alle Lasten wurden ihm aufgebürdet, und er nahm sie auf sich, wie nur ein kleiner Chinese solche Trübsal zu ertragen versteht. Außerdem lag irgend etwas über und in dem Hause selbst, das ihn stets nur halb schlafen ließ, das ihn immer wieder aufschreckte und aufhorchen machte. Es kamen nämlich manchmal eigentümliche mystische Dinge vor hier bei A Kooli, dem Wirt und Besitzer des Cafés und Rauchsalons. Er dachte dabei weniger an die Rauchzimmer selbst, obwohl er wußte, daß sie der finstere Schauplatz heimlicher Freuden und Schrecken waren. Nein, es gingen noch ganz andere und wahrscheinlich weit schlimmere Sachen vor sich, als daß ein Sohn des Ostens sich an dem Saft der Mohnkörner berauschte und in geisterndem Delirium durch den halbdunklen Raum torkelte, um schließlich irgendwie in der Gasse zu enden.

So war Yo in mancher Nacht von schlürfenden Fußritten aufgeweckt worden. Er wußte schon, daß es noch eine Hintertreppe gab, die in den Hof führte und auf der sich die nächtlichen Schritte bewegten: Vom Hof die Treppe hinauf und durch den Rauchsalon — aber wohin? Einmal war er ihnen nachgeschlichen. Im Rauchkabinett lag alles in tiefem Schlaf. Selbst der Piffolo, der den müden Orientalen und den vereinzelt Abendländern die Pfeife zu bringen hatte.

Es waren zwei Männer. Sie waren den gewöhnlichen Weg heraufgekommen und, wie immer, in das kleine Hinterzimmer gegangen, das dem länglichen Rauchsalon seinen Abschluß gab. Aber als er hineinguckte, waren sie vom Erdboden verschwunden!

Daran mußte er eben wieder denken und über das geheimnisvolle „Wohin“ nachgrübeln, als er in dieser Nacht auf sein Lager unter der Treppe kroch. Wohin mochten die Männer verschwunden sein? Er hatte in seiner Kindheit hier in dem verrufenen Limehouse manche Erzählungen von Geheimtüren und unterirdischen Gängen, die zur Themse hinabführten, von Falltüren und dergleichen aufgeschnappt! Sollte er vielleicht hier auf die Spur ähnlicher Dinge gestoßen sein? Er war trotz allem soeben im Einschlafen, als auf einmal die Türe der Hintertreppe leise knarrte und er bald darauf hörte, wie sich jemand näherte: drei Männer und eine Frau! . . . Er verhielt sich mäuschenstill, lag mit geschlossenen Augen da und stellte sich schlafend.

Man hatte der Frau ein Tuch über den Kopf geworfen, aber so, daß sie doch atmen und hören konnte. Übrigens schlepte sie sich nur mühsam dahin, wie krank oder halb bewußtlos . . . Gerade vor seinem Bersted blieben sie stehen, und er erkannte an der Stimme einen der Männer als den ohren- und nasenlosen Tai-Ling, einen Burtschen, der nur von allerlei zweifelhaften Geschäften lebte und keine besondere Achtung in seiner Umgebung genoß.

Sein Ton, mit dem er einem der Leute befohl, „mit dem Schleier hierherzukommen“, fiel Yo Foo auf und gab ihm zu denken. Das Klang plö! nach einer Sicherheit und Autorität, die von seinem sonstigen dämlichen Gehaben abstach. Auch seine Augen waren wie verwandelt. Yo fühlte ihren Blick scharf und durchdringend auf sich und seine geschlossenen Augen gerichtet. Früher war er leer und wägrig gewesen.

„Der Junge schläft wohl“, flüsterte einer. Tai-Ling nickte:

„Er schläft, sei unbesorgt. Machen wir, daß wir weiterkommen!“

Er selbst nahm die Frau unter den rechten, der Zweite unter den linken Arm, der Dritte folgte:

„Sie schläft noch“, grinste er, „aber rührt sich schon.“

„Halt's Maul!“ zischte Tai-Ling und öffnete die Tür zum Rauchsalon. Nummer drei ließ sie hinter sich zu fallen. Aber im selben Augenblick war auch der kleine Yo auf den Beinen und bei der Türe, die er wieder öffnete:

Er sah die drei Männer mit der Frau durch das Lokal gehen, das in einem blauviolettten Halbdunkel verschwamm. Da und dort glühte vereinzelt eine matte Lampe. In den Schlafnischen ruhten auf niedrigen Kissen Männer aller Nationen, hauptsächlich Gebete, die sich hier in dem verdorbenen und verzerrten Winkel

des Orients durch einige Oplumzüge kurze Stunden seligen Rauchs ertauft hatten. Einige von ihnen spielten „Xantan“, um auszuknobeln, wer die Pfeife bezahlen mußte. Der Wirt A Kooli und die Kellner glitten wie Figuren in einem Schattenbilde lautlos von Polster zu Polster. Auf einem niedrigen Tisch in der Mitte des Raumes saß der Musikant und entlockte seiner Pfeife eine Melodie aus wenigen, sich immer wiederholenden Tönen von eigentümlich suggestiver und sinnlich auspeitschender Wirkung. Yo huschte geräuschlos hinein und mischte sich unter die Kellner. Am Ende des Lokals lag das bewußte Hinterzimmer mit der Filztüre — und da hinein begaben sie sich richtig wieder, die Männer mit der Frau. Diese hatte keinen Laut von sich gegeben und war steif und teilnahmslos zwischen ihnen dahingeschritten. Yo wurde gerade noch gewahr, wie A Kooli einen Blick und ein verständnisvolles Nicken mit Tai-Ling wechselte — der auch in seiner ganzen Haltung entschieden einen viel selbstbewußteren Eindruck machte als früher. Dann war die kleine Gruppe verschwunden.

Yo wartete einen Augenblick. Es war halbdunkel im Zimmer, niemand hatte ihn bemerkt. Er war vorsichtig an den Vorhängen der Schlafzellen entlang geschlichen. Aber jetzt lag der Weg vor ihm frei, solange es eben dauerte, und er nutzte die Chance aus. Ein paar Sekunden danach war er im Hinterzimmer. Es war leer. Was er übrigens auch erwartet hatte. Er machte sich daran, es zu untersuchen. Da war zwar ein Fenster, das auf den Hof ging und dicht mit Filz beschlagen war. Aber durch dieses Fenster konnte man sich nur dann zwängen, wenn man so klein war wie Yo, außerdem war es fest geschlossen, alle Verschlüsse unberührt und intakt. Wo in aller Welt waren also die Männer und die Frau geblieben? Er setzte seine Nachforschungen im Zimmer fort, dessen Beleuchtung ebenso schummerig und undeutlich war wie das im großen Rauchzimmer. Das Geheimnis reizte ihn mehr und mehr. Dann kam etwas Neues hinzu: Ein Duft im Raum, den er zu kennen glaubte. Und plötzlich bemerkte er ein Taschentuch, ein kleines, zierliches, mit Spitzen geäumtes Tüchlein, dem dieser Duft entströmte.

Er nahm es auf, beah es und fand an einer Ecke die Buchstaben E. F.

Eine Erinnerung kam ihm: Elena French, die seinem Vater einen Krankenbesuch gemacht und dabei ihr Taschentuch liegengelassen hatte. Er hatte darin gelesen wie in einem Märchenbuch: diese weiße, hauchdünne Seide, dieser köstliche Geruch, in den er sich von Tag zu Tag mehr verliebt hatte! . . . Die prachtvoll gewirkten Spitzen! . . . Das kunstvolle Monogramm! Auch der Vater hatte sich darüber gefreut. Als sie das nächste Mal wiederkam, hatte es ihr Yo zurückgegeben, aber er hatte es sich gemerkt. Wie war das möglich? Konnte das wirklich sein „Engel“ sein, den sie da vorbeigeführt hatten? Was hatte sie hier zu tun, wo man im allgemeinen keiner anständigen weißen Frau begegnete? Am wenigsten einer „Lady“ . . . Was konnte sie mit Tai-Ling und seinen Spießgesellen zu schaffen haben? . . . Sollte sie unter irgendeinem Zwange stehen? Und trotzdem — dieser Duft! Und das Tuch! Yo wußte nicht, was er glauben sollte — würde sich hüten, zu fragen. A Kooli haßte es, ausgefragt zu werden. Und Tai-Ling hatte so merkwürdig ausgelesen, einfach nicht wiederzuerkennen! Gott mochte wissen, was für eine plötzliche Wandlung mit ihm vorgegangen war! (Fortf. folgt).

### Ausfaat.

Das Land laut auf. Die Erde ist bereit,  
Aus Deiner Hand den Samen zu empfangen.  
So segn' es Gott, daß es zu seiner Zeit  
Zur Blüte und zur Reife laun gelangen!  
Ist ohne ihn das Wirken Deiner Hände  
Nicht wie der Hauch nur, der ein Stäubchen trägt?  
Er aber waltet, daß es Wurzel schlägt.  
Drum harre, daß das Wunder sich vollende!

Georg Bodenheim.

## Blutige Rosen.

Abenteuer in Marokko.

Von E. von Ungern-Sternberg.

Ein ganz gewöhnliches Touristenauto hatte uns vor die Tore von Fez gebracht. Rein Djin war uns entgegengetreten, um uns einen Zauberring oder eine Wunderlampe zu schenken, kein ritterlicher Scheit aus dem Atlasgebirge hatte den Wagen angehalten, um eine romantische Touristin in sein Zeltlager zu entführen, wie es der Film vorschreibt. Nur Bettler und Maultiertreiber hatten am Begrande gestanden und hatten ihre mageren braunen Arme unter dem zerkumpten Burnus hervorgestreckt und um ein Almosen gemaunert. Das hübsche Fräulein war enttäuscht, das Abenteuer aus Tausendundeiner Nacht blieb aus, nur dichte Wolken von rotgelbem Staub wirbelten durch die sonnenvergiftete heiße Luft. Aber nun war es Nacht geworden, und das Touristenauto hielt plötzlich vor einem Stadttor aus dem arabischen Märchen und konnte nicht weiter. Man nahm das Handgepäck und schritt durch enge, fensterlose Gassen in eine samtene Dunkelheit. Hinter hohen Mauern ragten wie spitze Gigantenfiguren noch höhere Zypressen, als wollten sie zu den Sternen reichen, die wie lebende Brillanten funkelten und zu Nüstern schienen. Der Weg war lang, ab und zu hörte man das Schlürzen von Pantoffeln auf dem schlechten Pflaster und dann glitt ein heller in einem Burnus gehüllter Schatten vorüber. Das schöne Fräulein Mary war erregt, sie kammerte sich an den Arm ihres Begleiters, vielleicht erschien doch noch der Berberscheit und entführte sie auf seinem Hengst in die Felsenburg, wo ihr schwarze Sklavinnen dienen würden. Dann ebenso unerwartet, wie sie begonnen, nahm die nächtliche Wanderung ihr Ende. Man hielt vor einer getakelten Mauer, eine unscheinbare Türe öffnete sich und man trat in einen maurischen Garten, in dem die weißen Blüten der Datura dufteten, Springbrunnen plätscherten und über blaues Mosaik zwischen Rosenwundern klare Wasser flossen. Wir waren im Palast des Hadisch ed Dschamai, des letzten Besitzes des Sultans Muley Hassan, den jetzt die Compagnie Transatlantique in ein Touristenhotel verwandelt hatte.

Der Sherif M'Hamed el Kanuni, der ein reicher Mann ist, lädt die Touristen zu einem Fest in den Hotellsaal ein, dessen Wände in blauem Mosaik glitzern und dessen Decke aus vergoldetem Zedernholz besteht. Zarre, dunkelfarbige Dienerinnen, lächelnd und unerschleiert, bringen den Fremden Gläser mit süßem Tee. Die Gäste liegen halb auf mit reichen Teppichen belegten Diwans, jeder ein Pasha, und die hübsche Mary eine Prinzessin. Eine Dienerin sprengt Rosenwasser und hält ein Räuchergefäß in der Hand. Auf der Estrade spielt ein maurisches Orchester und ein braunes, wenig bekleidetes Mädchen tanzt. Die Hotellsimmer sind Gartentische, vor deren Türen Springbrunnen singen. —

„Täglich geht die wunderschöne Dollartochter an den Brunnen, wo die weißen Wasser plätschern.“ Miß Mary ist die Tochter eines sehr reichen Vaters, und sicherlich denkt sie hier im maurischen Schloß an die Asra, die da sterben, wenn sie lieben. Sie freut sich, wenn man ihr huldigt und ihr rote Rosen schenkt. Die Rosen in den alten maurischen Palästen von Fez sind keine gewöhnlichen Blumen, sie haben ihren Stammbaum und ihre Geschichte. Dem Sultan El Kaschid a. B. macht es Freude, seine Gefangenen persönlich zu köpfen und mit dem frischen Blut seinen Rosengarten zu begießen, er meinte, die Blumen, wenn sie mit Menschenblut begossen würden, bekämen eine Seele und dufteten nicht nur ihm zur Freude, sondern liebten ihn. Auch die Rosen im Hotelgarten, der einst dem mächtigen Großvezir gehörte, dufteten das Lieben gelernt haben, denn vor 25 Jahren waren auf den Mauern noch auf Stateten die blutenden Köpfe von Rebellen aufgereiht. Der Günstling des Sultans Muley Hassan, ed Djami, hatte im häßlichen Ba Ahmed, dem Sohn eines Regersklaven und einer Jüdin, einen erbitterten Feind. Als der Sultan plötzlich starb, befand sich der Vezir in Tetuan. In seiner Abwesenheit gelang es Ba Ahmed, eine Verschwörung anzuzetteln und den 14jährigen Abd el Azis auf den Kaiserthron der Omajaden zu erheben. El Djami wurde zusammen mit seinem Bruder in Ketten geschlagen und in ein finsternes Verließ gesperrt, aus dem ihn erst die Franzosen befreiten. Der Bruder war gestorben, aber man hatte die Leiche nicht aus den Ketten gelöst, und als man den unglücklichen Vezir aus seinem Kerker befreite, mußte man die eisernen Ringe durchschlagen, um ihn vom Sockel zu trennen. — Ja, im Palast ed Djamai, der jetzt ein Touristenhotel ist, gehen Geiseln um, und Miß Mary, der man das vergoldete Bett einer Odaliste gegeben hat, ist aus dem nächsten Morgen in die Welt grauamer maurischer Romantik verlegt worden. Sie atmet den Duft der Rosen ein, die man ihr im Garten gepflückt hat, und denkt an den Sultan el

Kaschid, der, nachdem er die Blumen mit Menschenblut begossen, perfide Liebesgedichte studierte und seinen Kanarienvogel im goldenen Käfig spazieren führte. —

Am Morgen gehen wir mit Miß Mary durch die Gassen von Fez. Wir kommen nach Fez el Ali, die keine richtige Menschenstadt ist, sondern ein Gewirr von gedeckten Gäßchen, ein Ameisenhaufen von Dunkel und greller Farbigeit, der ganz im Mittelalter stecken geblieben ist. Man muß das Stadttor Bab Guiffa passieren, an dem die Märchenerzähler hocken und schwarze Frauen aus der Wüste mit geschmiedeten Ringen um Arm- und Fußgelenke, bunte, selbstgewirkte Stoffe feil bieten, wo zottige Kamele gröhlen und Sultansgarden in scharlachroten Mänteln mit Fremdenlegionären abwechseln. Dann gelangt man nach Neu-Fez und ins neueste Fez mit seiner Kolonialarchitektur, mit den europäischen Läden und Vergnügungstotalen. Dort findet die Entzauberung statt, dort tritt man in die Nüchternheit des Touristenbajens zurück. Und doch nicht ganz!

Aus den Oliven- und Palmenhainen, die die Sultansstadt umgeben, tönt wildes Heulen, Volksmassen wälzen sich unter verzückten Rufen nach Allah, dem Allbarnerherzigen, heran. Es sind die Aiffaua, und alle Europäer und Nichtmohammedaner ziehen sich in ihre Häuser zurück, um dem fanatischen Orden nicht in den Weg zu kommen. Nur Miß Mary will keine Vernunft annehmen, das Schauspiel fasziniert sie, sie braucht sich als Amerikanerin nicht zu fürchten. Man erzählt ihr, daß die Brüder des Aiffauaordens sich in Tierklassen einteilen und in ihren Handlungen den angenommenen Tiercharakter durchzuführen. Die „Löwenbrüder“ stürzen sich auf lebende Schafe und Ziegen und versuchen sie mit ihren Zähnen zu zerfleischen; in ihrer Worgier greifen sie auch die Ungläubigen an und versuchen, ihnen die Kehle durchzubeißen. Die Schlangenbrüder, die Vipern um Hals und Arme gewunden haben, stechen hinterrücks, andere tragen Skorpione im Munde. Näher kommt die wilde Horde, lauter wird das Heulen, fantastische Gestalten drängen heran. Ein Nezer, dessen Augen in Wahnsinn glühen, greift nach Mary. Sie schreit, sie will fliehen... da öffnet sie im letzten Augenblick ein verstecktes Tor in der Mauer und eine rettende Hand zieht uns in das Dunkel eines Ganges. Der Aiffauaorden, dem seine Beute entgangen ist, zieht heulend weiter. Mary zittert, ihr Mut hat sie verlassen, aber die gültige Stimme eines gepflegten Mauren beruhigt sie in fliegendem Französisch. „Die Gefahr ist vorüber“, sagt er, „aber Sie waren tollkühn und unvernünftig ihr zu trotzen. Keine Polizei, kein Menschenarm darf Sie schützen, wenn Sie das religiöse Empfinden des Volkes verletzen. Es war Ihr Glück, daß Sie sich nicht zur Wehr setzten, sonst wäre dieses Haus in einen Trümmerhaufen verwandelt und Sie alle getötet worden.“

Miß Mary hatte ihr Abenteuer erlebt, sie wollte sobald als möglich das grausame Land der Märchen verlassen. Schon vergoldete der nahe Abend die Luft. Aber den Himmel hüllten violette und gelbe Schatten, als wir den Hotelpalast des Besitzes ed Djamai erreichten. Miß Mary war müde und nervös. Die roten Rosen im Garten und die plätschernden Springbrunnen, an denen einst die Asraprinzen gestanden, interessierten sie nicht mehr. Sie freute sich, als das Touristenauto wieder vor dem kleinen, versteckten Tore wartete, um uns durch gelbe Staubwolken, vorbei an Oliven- und Palmenhainen zurück nach Casablanca zu führen. Dort überwiegt die Gegenwart, und das Marokko der Abenteuer und der Märchen steht unter der Disziplin französischer Soldaten.

## Ewigkeit im Hof.

Von G. Hall.

Auf dem Hofe standen fünf staubige Müllkästen in Reih und Glied. Als ich eines Morgens vorbeigehe, liegt auf einem der Müllkästen — ich traue meinen Augen nicht — eine Bibel.

Sie ruht oben auf einem Müllkastendeckel, beschmutzt, aufgeschlagen, eines der Kapitel Johannis ist zu lesen. Sie ist alt, doch gut erhalten. Der schwarze Buchumschlag ist abgegriffen. Man sieht, daß die Bibel nicht nur in irgend-einem Besitz gewesen, sondern auch viel gelesen worden ist.

Und warum jetzt...? So alt ist sie noch nicht, daß man sie in den Müllkasten... Und keine Bibel, auch die geringste nicht, ist geeignet, diesen Platz einzunehmen. Gesinnung ist frei, aber sie muß Stil haben. Wer hat diese — gelinde gesagt — Stillsichtigkeit fertig gebracht?

Doch irgend jemand mußte sie ja wohl mit der groben Geste: „überflüssig“ in den Müllkasten geworfen haben —

zwischen den Schutt, was noch sichtbar ist. Man ist heute ja an alles gewöhnt. Und ein anderer Mensch hatte sie da beim Reibricht-Ausschütten entdeckt und mit entschlossenen Fingern wieder herausgefischt. Und dann, voller Hemmung und Scheu, sichtbar obenauf gelegt.

Und da liegt sie nun. Das Schwarzweiße des aufgeschlossenen Buches leuchtet weithin. Es ist gar nicht zu übersehen. Es sieht wie ein mahndendes Auge den Vorübergehenden an. Ich bin überzeugt, daß jeder so wie ich stehen bleiben muß, um zu sehen, was das bloß für ein großes Buch dort ist. Das ist bestimmt keine Einbildung.

Und vielleicht sieht mancher — eilig — dann zum erstenmal wieder in das längst vergessene Kapitel Johannes . . .

Vielleicht aber schüttelt es auch den Hartgesotteneren. Er steht da und weiß nicht, was der dem einmal für ihn heilig gewordenen, im Grunde vielleicht noch heiligen Buche gegenüber tun soll: Mitnehmen oder liegenlassen? — Beides ist gleich unmöglich. Und darum flüchtet er schnell.

Ganz allein liegt die Bibel oben auf dem Kastendeckel, als ob sich kein Schutt mehr dazu wagt . . .

Die meisten werden das aufgeschlagene Buch sehen, sich innerlich angerührt fühlen, denken, die Welt ist schlecht, aber sie können es nicht ändern, was sollen sie tun? Auch ruft ihr Geschäft, die Arbeit, die Not der Zeit.

Aber vielleicht kommt auch ein ganz seltener Mensch, der eine Bibel nicht hat, aber so sehr braucht, daß er diese da — stiehlt? Denn sie liegt ja auf dem Müllkasten und nicht mehr drin. Und wer sie wegnimmt, der hat gestohlen. Oder er hat sie zum mindesten unehrlich gefunden . . .

Was man nicht alles denkt, wenn man eine schmerzliche Phantasie hat!

Ja — jedenfalls wäre ein so seelenvoller Diebstahl bestimmt noch nicht dagewesen. Er wäre etwas ganz neues. Eine Reford also, denkt man bitter. Aber auf so was neues ist die Zeit nicht aus.

Ist es nicht merkwürdig, was man so zufällig erleben kann: Ein Menschheitswerk im Müllkasten, ewige Weisheit im Hofe, ausgeschlagen, Gott, wie einst, im Schutt . . . in Schmach . . .

Nebenan, nicht weit, in der „Femina“, wird nach Jazz Charleston getanzt.

Warum auch nicht? Das Heilige verbietet die Freude nicht.

Wozu liegt da also, weggestoßen wie ein altes Kleid, ein Buch, an dem vorbeizugehen man sich schämt? Warum ist dieses Buch unübersehbar? Warum zwingt es jeden, es — wenn auch widerwillig — zu begrüßen?

Vielleicht eben läßt sich Ewiges nicht so leicht wegwerfen . . .

Das Schwarz-weiße Buch leuchtet jeden an . . . Großstadtdrill, zu verwirrtem Weinen zwingend, man weiß nicht mehr recht, wohin . . .

Der Zeitgeist ist ja im Technischen, im Wissenschaftlichen, im Natürlichen, im Begrifflichen so klar. Nur sonst nicht. Und gut ist nur, daß wir vor lauter Hast gar nicht mehr recht zum Bewußtsein kommen. So kann man immer das Beste hoffen.

Als ich abends heimkomme, liegt die Bibel immer noch da. Doch ist sie nicht mehr allein.

Einige Leute stehen dabei, der Milchhändler aus dem Geschäft vorn tritt gerade kopfschüttelnd hinzu, die Portierfrau gestikuliert, der Student, der im Seitenflügel wohnt, ist da, ich sehe ihn ein erklärende Rede halten. Immer mehr Menschen sammeln sich jetzt nach Feierabend um die einsame, rätselhafte Bibel da. Der Sanitätsrat aus dem Borderehaus kommt auch noch, das junge hübsche Bürofräulein von „vier Treppen“ mit der Mappe unter dem Arm hält sich auf. Und die Blumenfrau von der Straße, die Schlaf gemacht hat, fährt mit dem Karren an. Was ist das mit einem Mal? Bewohner des Hauses, ein ganzer Haufen Leute beisammen, wie sonst nur, wenn ein Pferd gestürzt ist oder ein Haus brennt! Sie reden laut und dann feierlich leise.

Das Buch geht von Hand zu Hand. Sie fühlen eine Gemeinamkeit. Die Bibel umkreist eine Sünde. Vereint tragen sie diese Sünde von irgendeinem, sie schimpfen, sie schämen sich für ihn, sie bestreiten sich . . .

Und plötzlich verspürt der Student einen Impuls, er rafft sich auf und liest ein Stück aus dem Johanneskapitel laut vor . . . Im Hofe bei den staubigen Müllkästen . . . Ja, ja, es kann alles passieren . . .

Aber es wirkte nicht lächerlich — es lachte keiner. Alle in der bunten Gruppe beugten die Köpfe, schüchtern, unbeholfen, wie einst als Kinder . . . Nur horchten sie diesmal zu . . . Dann gingen sie still auseinander.

Ewiges steht sich auch noch bei den Müllkästen durch! Am andern Morgen war die Bibel nicht mehr da!

## Welt u. Wissen

Wird die Erde kleiner? Obwohl wir nicht in das Innere der Erde schauen können, vermag die Wissenschaft doch bestimmte Angaben über Vorgänge im Erdinnern zu machen. Zu ziemlich verblüffenden Ergebnissen haben Betrachtungen geführt, die an die Erdstumpfung anknüpfen: Die Erde strahlt nämlich dauernd Wärme in den kalten Weltraum aus. Die damit verbundene Abkühlung des Erdkörpers hat gewisse Zustandsänderungen des Erdinnern zur Folge, die sich zahlenmäßig erfassen lassen. Gesteinsschichten in einer bestimmten Tiefe erstarren durch die Wärmeabgabe. Zwischen dieser erstarrten Schicht und dem flüssigen Teil des Erdinnern bildet sich daher zunächst ein Hohlraum. Dieser Hohlraum wird aber wieder ausgefüllt, indem die feste Erdkruste nachsinkt und sich dem flüssigen Teil auflagert. Das bedeutet: die Erde schrumpft, der Erdradius wird kleiner. Die Berechnung dieser Vorgänge ergibt — unter gewissen Annahmen — folgendes Bild: In tausend Jahren wird der Durchmesser der Erde um 12 Zentimeter kürzer oder der Rauminhalt der Erde verkleinert sich in tausend Jahren um 30 000 Kubikmeter.

Besuch in einem deutschen Dorf des brasilianischen Urwaldes. Es gibt kein ergreifenderes Erlebnis für den deutschen Reisenden in fernen Landen, als wenn er auf irgendeine Siedlung von Landsknechten stößt, in der sich die Heimatkultur noch rein erhalten hat. Von dem Besuch eines solchen deutschen Dorfes bei einer Reise durch die brasilianische Wildnis erzählt Ernst Hoserichter in „Reclams Universum“. „Zwischen weiten Pflanzungen von Mais, Mandiolen und Zuckerrüben liegt im Schatten und Sonne ein deutsches Dorf“, schreibt er. „Vor dem Krämerladen sitzt ein Mann und liest in einer deutschen Tageszeitung. Sein Gesicht könnte ebenso gut hinter einem Gartenzaun Thüringens hervorsehen. Der Großvater wanderte vor 100 Jahren nach Brasilien aus, der Vater kämpfte noch der Wildnis Fußbreite um Fußbreite ab — und erst diese dritte Generation erntet auf kultivierter Erde . . . Töpfe, Linsen, Äpfel und Werkzeuge seines Ladens, der hier „Bende“ heißt, sind deutsche Waren. Die Buchführung muß in portugiesischer Sprache gehalten sein — aber sonst geben dortauf und -ab nur deutsche Worte. Auf Kirchweihen wird heimatisch getanzt und gekauft. Vor dem Schulhaus sind Maultiere angebunden, auf denen die Kinder der Urwaldkolonisten zum Unterricht reiten. Aus den offenen Fenstern poltert deutsche Sprachlehre und summt ein Wanderlied durcheinander. Sonntags trachten vom Schießstand des Schützenhauses Schüsse auf oberbayerische Gebirgsscheiben. Hausfrauen nehmen Streuselkuchen aus der Ofenröhre, baden Zimmertöne und freiten Kartoffelklöße. Und vom ganzen Dorf haben höchstens drei oder vier Einwohner je im Leben deutsches Land mit eigenen Augen gesehen. Im Wohnzimmer hängt das Bild einer Schlittensfahrt. Eltern und Kinder nehmen den Hldruck an überheißen Tagen von der Wand und versuchen sich an dem nie erlebten Schnee und Eis abzukühlen. In der Ecke steht ein Klavier. In Metall gegossen sind auf dem Deckel Mozart und Beethoven zu sehen. In feuchten Zeiten laufen sie an und schwitzen mit der ganzen Familie um die Wette. Ein Lied von Schubert liegt aufgeschlagen. Die Tochter muß dem Besuch zu Ehren singen. Wir bekommen Bier vorgelegt, das schätzungsweise eine Temperatur von 28 Grad Celsius besitzt. Hinterm Haus, das unscheinbar auf der Erde hoch, treibt ein Garten orgiastisch Blumen, Früchte und Blätter durcheinander. Und kein Fürst Europas besitzt einen Park, der sich mit solch wild gewordenem Wachstum messen könnte. Im Dorfe gibt es drei Familien, die zusammen 68 Kinder haben, und in einer anderen deutschen Kolonie starb 87jährig eine Witwe, die bei ihrem Tode elf Kinder, 105 Enkel und 219 Urenkel hinterließ . . . In den deutschen Kolonien wird die alte Heimat zu einer Insel, die in einer Wildnis schwimmt. Dach, Mauer, Lichtsch, Nachtgebet und Eheringe sind herübergerettete Trümmer einer deutschen Jugend, die schon vom Großvater vorgeleitet wurde. In den Nachkommen wachsen sie zu Talismanen an, werden gestreichelt und wie gute Schulzeugnisse hergezeigt . . .“